

Modenbericht über Straßen- und Eislaufkostüme.

Bearbeitet und mit Abbildungen versehen von der Internationalen Schnittmanufaktur Dresden-N.
Reichhaltiges Modenalbum und Schnittmusterbuch für nur 50 Pf. daselbst erhältlich.

Was in dieser Saison getragen wird? Nun, Pelze und Spitzen, Pelze und Pailletten führen gegenwärtig das Regiment! Materialien, effektiv und pompös genug, um jede pudelnde Schöne in einen Hauch des Entzückens zu versetzen! Schon sieht sie sich in der Oper im paillettenstimmenden Spitzenrock und farbigen Sammetjacket, um die Schulter schmiegt sich der breite, kostbare Hermelinbusch, im Haar schimmert ein venezianisches Goldnetz — schade, schade, daß es nur ein Traum ist, dessen Verwirklichung sich nur die oberen Zehntausend leisten können! Abgesehen von dieser Tatsache wäre es trotzdem eine etwas kühne Behauptung, wollte man die jetzige Mode mit ihrer ausgesprochenen Vorliebe für einen gediegenen, wenn auch oft unausgesprochenen Luxus als einfach bezeichnen. Verbirgt sich doch selbst hinter der oft schillernden Einfachheit einzelner Straßenkostüme eine nur von geübten Schneiderhänden tadelloos auszuführende Form, deren Herstellung für den Mittelstand immerhin einen gewissen Luxus bedeutet. Die geschnittene Figur hat der durch die Bluse lange in den Hintergrund gedrängten Herrenschneiderarbeit wieder zu neuem Leben verholfen und diese feiert denn auch an zahlreichen Straßenkleidern



Modell Nr. 4351.

Modell Nr. 1805.

ihre Triumphe. Bei dieser Kleidergattung sind es vor allem zwei Formen, die einander lebhaft Konkurrenz machen, ohne daß es entschieden wäre, auf welche Seite sich der Sieg neigte. „Die Bolero!“ tönt aus dem Lager der Jugendlichen, Flotten und — Korpuslanten, „die Schokjaden!“ ist die Parole der Schönen, Großen, Eleganten, die gern die feine Taille und den wohlproportionierten Oberkörper ins rechte Licht setzen, ergo, es findet jede hier ihr Teil und wer es nicht finden will, greift nach der kurzen halblangen Schokjade, den getreuen Begleiter des anspruchslosen Straßenkostüms. Hinsichtlich der Stoffe fertigt man die Boleroanzüge entweder aus einerlei Material, wie z. B. schwerem Stoff, farbigen Tuch oder Londoner Sammet, oder man trägt, was jetzt als besonders gilt, zu einem abtönenden Rock ein mit dessen Farbe harmonisierendes Sammet- oder Pelzjacketchen, eine Mode, die sich vorwiegend auf der Eisbahn breit machen wird, auf der auch der kurze, flatte, mit dem Jacketchenmaterial verbrämte Rock all seine praktischen Vorzüge entfaltet. Als am luxuriösesten erweisen sich hier die kurzen Hermelinboleros mit breitem Kragen und Aufschlägen, mit denen die silbergrauen kostbaren Chin-ghisjaden rivalisieren, schlanke Erscheinungen bevorzugen wohl auch den langboarigen Pelz, für einfachere Ansprüche

genügt der schöne dunkle Sealskinn, und wer ganz bescheiden ist, bezieht sich sein Tuch- oder Sammetjacketchen mit irgend einer Pelzart und trägt dazu die passende Pelzgarnitur. Ein solches, aus grünem Tuch und Perliern hergestelltes Eislaufkostüm veranschaulicht unser zierliches Modell Nr. 1805. Das vorn spitz verlaufende Bolero ist mit dunklerem Sammet umrandet und läßt geöffnet die Garnitur der Bluse oder eine Weste sehen. Die Taille umschließt der zum Bolero fast unerlässliche Nieder- gürtel, den man als Reufies auch aus Fell fertigt und sogar durch eine Pelzhärpe bereichert, unter ihm fällt der schlanke und geschnittene Glodenrock hervor, der sein grazioses Halten- spiel erst vom Knie ab entwickelt. Bei diesen Röcken ist nicht nur für die Eisbahn die freie Länge Hauptbedingung, hat sich doch der kurze Rock auch für die Straße in letzter Zeit derart das Terrain erobert, daß das Straßenkleid nur aus- nahmsweise leicht schleppend erscheint. Größerem Wärmebe- dürfnis als die offenen, entsprechen die geschlossenen Boleros, wie einen solchen Nr. 4351 darstellt. Dieses kleidbare Jacketchen hat vorn und im Rücken englische Nähte, wodurch es ziemlich an- schließend wirkt, seine vorderen zusammenstoßenden Ränder, den breiten Kragen und die Manschetten garnieren helles Tuch, Goldknöpfchen und dunkle Sammetauflagen. Ein hoher gleich- farbiger Sammetgürtel vervollständigt die hübsche Gesamtwir- kung, zu der auch der in Gruppenfalten arrangierte, schlanke- fallende Rock sein Teil beiträgt. Andere geschlossene Boleros sind wie eine Schneidertaille glatt anliegend gearbeitet, so daß nur eine knopp sitzende Weste darunter getragen werden kann, sie sind zweireihig geknöpft und zeigen vorn ein die gerade Front betonendes, verlängertes, unten stark abgerundetes Teil. Zu diesem glatten Genre trägt man vielfach den glatten, länger oder kürzer gehaltenen Glodenrock, der meist mit Treffe gar- niert wird. Eine fast regelmäßig in jedem Winter wieder- kehrende Erscheinung, die gemeist nur den jungen Mädchen zugute kommt, bildet das Hufenbolero, jene für schmächtige Gestalten so kleidbare Hülle, die bald mit, bald ohne Schoß, sich speziell in Astrachan und Pelzimitation großer Beliebtheit er- freut!

Und nun das Schokjaden-Kostüm! Da es gewissermaßen den eleganten Genre verleiht so tritt hier, mag es sich nun um eine glatte oder faltige Rockform handeln, der schmale Rock vor dem längeren mehr in den Hintergrund. Die lange Jacke, welche sich bei besonders eleganten Kostümen zur Nebengarde anwächst und als solche gern aus abweichendem Stoff, etwa aus Taffet oder Sammet, immer aber in der Farbe des Rockes gefertigt wird, und die für ganz junge Mädchen, schon weil sie eine ent- wickelte Figur bedingt, so gut wie nicht in Betracht kommt, fertigt man hingegen für das Kostüm aus dem gleichen Stoff wie den Rock. Vereinzelt tauchen ja auch zu den glatten Tuch- oder korrierten Röcken passende einfarbige Sammetjacken auf, die meist frodartig geschnitten, immerhin durch ihr etwas extra- vagantes Gepräge für Winterkostüme Einzug zu finden bleiben werden. Einfacher und dabei doch recht die erwiesene sich bog- gen die aus den starken englischen Stoffen hergestellten Anzüge, die vielfach ohne jegliche Garnitur, lediglich durch ihre tadellose Ausführung und schöne Form wirken. Man sieht sie zuweilen auch aus fein kariertem Sammet, mehr aber noch aus Cord, jenem unverwundlichen starkgerippten Baumwollsammet gearbeitet, in dem sie bei aller Eleganz doch echte, rechte Strapsen- kostüme, die Wind und Wetter tropen, ergeben. Einen solchen Anzug aus diesem praktischen Stoff von silbergrauer Farbe stellt unser vornehmtes Modell Nr. 1822 dar. Die knapp sitzende Schneiderjacke ist mit dem üblichen kleinen Revers und langen angelegten Schoß gearbeitet, der unten stark abgerundet, do- durch vorn auseinander tritt. Englische Nähte durchziehen die Vorderseite und sichern ihr den guten Sitz, das Hauptverfor- nis einer derartigen Hülle. Der glatte Rock zeigt die immer wieder beliebte, moderne Glodenrockform, die hier in Rücksicht auf den Stoff ungarziert bleibt. Anderen Vorden ist der Schoß angeknüpft, sie haben dann vielfach schmale, farbige Tuchwe- sten und goldene Knöpfe oder sie sind, wenn es sich bei dem Kostüm um eine ausgeprägte Farbe, etwa um das hochmoderne Pflaumenblau oder das distinguierte Roskita oder um ein sat- tes Dunkelgrün handelt, ganz uni gehalten, wodurch ebenfalls recht schöne Effekte erzielt werden. Von Pelzbeleg getrennt an ihnen schmale Breitenschwanz- oder Astrachanpelzen sowie ganz bezeug wirkende Pelzapplikationen mit Treffenumrandung zu- weilen auch schmale Pelzröllchen als modgerecht, im übrigen wird man auch hier der Vorliebe für Pelz durch lange breite

Boas und Riefenmüße gerecht, für die das schneeweiße, kostbare Fell des Polarfuchses zu den augenblicklich hochmodernen, von der Modedame stark begehrten zählt. Manches Fuchsfell hat sich deshalb das Fell über die Ohren ziehen lassen müssen, und wenn es der schönen Käuferin ebenso ergeht, was tut's? Schön sein,



Modell Nr. 1822.

ist für manche Frau Lebensstreck und oberstes Gebot und zur Erreichung dieses Zweckes dienen ihr eben unzahlige Mittel. Sei es die Kunstfertigkeit geschickter Hände oder das Produkt un- zähliger Nachahmer und unermüdlichen Fleißes, sei es aber aus dem Tierreiche oder edle Steine und glänzende wer mag sie scheitern, wenn sie nimmt, was sie will!

Geschäftliches.

Der Reiz der geschmackvollen Kleidung ist jeder Dame wohl bekannt, nur hält es oft schwer, die Kosten dafür in Ein- klung zu bringen mit den Mitteln. Da bieten denn die allbelieb- testen „Favorit“-Schnitte eine sehr willkommene Aushilfe, weil sie es ermöglichen, das Neueste und Elegante mit verhältniß- mäßig geringem Aufwand zu beschaffen. Die in jeder Beziehung glänzend empfohlenen „Favorit“-Schnitte sind für alle Klei- dungs-Spezialitäten in allen Größen erhältlich und sehr preis- wert.

Die Auswahl der Schnitte erfolgt nach dem großartig aus- gestatteten „Favorit-Moden-Album und Schnittmusterbuch“ für Herbst und Winter 1905/06, welches viele hundert neueste Mo- delle enthält, also mehr bietet, als das Abonnement einer Mo- denzeitung und nur 60 S. kostet. Zu beziehen von der „Inter- nationalen Schnittmanufaktur“, Dresden N. 8 oder deren

Tel. **Conrad H. Schiffer**, 8893
3046 Hofphotograph, jetzt Taunusstr. 24.

Da mein Laden geräumt werden muss,

Ausverkauf

meiner sämtlichen, nur absolut gediegenen und soliden Schuhwaren **ausserordentlich billig.**

Schuhwaren-Fiedler,

Haus
Gegründet 1870,
9 Mauritiusstrasse 9.
NB. Grüne Rabatt-Marken werden
ausgegeben. 2934

GEGR. 1871. TELEPHON 151.

MÖBELHAUS

GUSTAV SCHUPP NACHF.

INH.: FRITZ MAHR.

LEBENS- und WIRTSCHAFTS-ETABLISSEMENT FÜR
VORNEHME WOHNNUNGS-, HOTEL- u. PENSIONS-
EINRICHTUNGEN IN ALLEN PREISLAGEN.
DEKORATIONEN — TEPPICHE — GARDINEN.

WIESBADEN
TAUNUSSTRASSE 39.

FRANKO LIEFERUNG.

Zum bevorstehenden

Weihnachtsfeste

empfehle ich meine hübschen

**Regengruppen, Atrappen, Knallbonbons,
Scheipeler- und Kolonial Cigarren.**

ferner als Spezialität:

**Baumkuchen. — Rum, Arrac. —
Liköre, von Kantorowicz, Posen.**

Deutsches Kolonialhaus,

Fritz Naglo, Gr. Burgstrasse 13.

Zu den bevorstehenden Festtagen

liefern ich, wie alljährlich, zu nebststehendem Preise bis inklusive
Neujahr einen ganz vorzüglichen **Qualitäts-Kaffee** und lade
alle Kenn- und Liebhaber einer guten Tasse Kaffee zum Einkauf höf. ein.

A. H. Linnenkohl.

Erste u. älteste Wiesbadener Kaffeerösterei mit elektr. Betrieb.
Telefon No. 94. Ellenbogengasse 15. Gegründet 1852.

Weihnachtskaffee

per Pfund Mt. 1.60.



Nr. 293.

Freitag, den 15. Dezember 1905.

20. Jahrgang

Geführt.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Gewiß nicht!“

„Und glaubst Du dann, daß es recht sei, den armen Teufel zu heiraten? Du fügst ihm damit ein schweres Unrecht zu.“

„Ansichtssache, Tanten, Papa sagte mir gerade vorhin, daß ich einen äußerst vernünftigen Schritt begeh.“

„Während Dein Herz einem anderen gehört?“

„Mein Herz wird eben lernen müssen, zu überwinden, ich kann ja doch nicht ewig dem Monde nachweinen, den ich nicht zu fassen vermag.“

„Was dann aber, wenn der Mond zu Dir herniederstiege?“

entgegnete Tanten.

„Wozu sich solche Unmöglichkeiten vorstellen?“

Eine kleine Pause entstand, dann sprach Tanten leise, ganz leise.

„Aber er wird wiederkommen, Edith, und was dann? Er sagte, daß er wiederkommen werde.“

„Was soll das heißen?“ fragte das junge Mädchen plötzlich.

„Die Sache verhält sich so.“

Edith atmete schwer, sie legte die Hand auf die Schulter der Tante und forschte, die gute Alte förmlich rüttelnd:

„Was hat er gesagt? Was weißt Du? Wie kamst Du dazu, überhaupt etwas zu wissen? Sprich doch gleich und peinige mich nicht so.“

„Mein Liebling, ich habe Dir nie früher davon geredet, weil ich mir dachte, es sei klüger, eine Weile darüber zu schweigen, während Du aber so schwer krank darniederlagst, habe ich den armen Teufel gesprochen, lange und eingehend. Ich gewann die Überzeugung, daß er nie aufgehört hat, Dich wahr und aufrichtig zu lieben. Wenn Du gesehen hättest, wie bleich und angegriffen er gewesen, wie sein Haar grau geworden — ich bin überzeugt, es würde Dich weich gestimmt haben gleich mir. Ich sagte ihm, daß Du lebhaft wünschst, er möge Anna heiraten, und seine Antwort lautete: „Teilen Sie ihr mit, daß es nun und nimmer geschehen wird!“ Als er mich fragte, ob ich glaube, daß es für ihn noch den allergeringsten Hoffnungsfunken geben könne, sagte ich ihm, er solle für die Dauer von sechs Monaten verreisen und dann wieder zurückkehren, um einen erneuten Versuch zu wagen.“

„Und er — was hat er darauf erwidert?“

„Er sagte zu mir: „Gott segne Sie, Tanten, Sie haben mir einen Lebenszweck gegeben.“ Siehst Du, liebes Kind, so denkt er, Du aber begehst die Torheit und verlobst Dich mit einem anderen, während Dein Herz doch nur ihm gehört.“

Edith brach in einen leidenschaftlichen Tränenstrom aus. Bei ihr, der das Weinen schwer wurde, war das Vielsagende; sie beherrschte sich aber bald, richtete sich auf und tat das Mögliche, ihr Schluchzen zu unterdrücken.

„Mein Gott, warum hast Du mir all das nicht früher gesagt!“ wehklagte sie, und so heftig, als das gute Tanten überhaupt zu sprechen imstande war, entgegnete es:

„Wie hätte ich ahnen sollen, daß Du Dich mit Jim verlobst, während ich recht gut wußte, daß Dir gar nichts an ihm

gelegten sei, daß Dein Herz nur Harold Lyon gehört! Ist es Dir denn nie eingefallen, Dir zu sagen, daß Du damit ein Unrecht an beiden begehst?“

Edith antwortete nicht, sie erhob sich und fing an, stürmisch im Gemache auf und ab zu gehen, was bei ihr, wenn sie aufgeregt war, stets als Hauptberuhigungsmittel diente.

„Kannst Du denn nicht zurücktreten?“ fragte Tanten kläglich. „Kannst Du ihn nicht aufgeben?“

„Wen? Jim? Nein, jetzt gewiß nicht mehr, Tanten!“ erwiderte Edith heftig. „Du meinst es gut, das weiß ich, aber Du erhöhst nur meinen Schmerz, und jetzt läßt sich nichts mehr tun, nichts mehr an der Sache ändern. Herr Lyon ...“

Sie stieß den Namen mit sichtlicher Anstrengung hervor und wiederholte:

„Herr Lyon kann mir nichts mehr sein, ich wünsche, ihn nie mehr zu sehen, das beste, was ich in Bezug auf ihn vornehmen könnte, würde in der Kunde bestehen, daß er sich mit Anna vermählt habe. Am schmerzlichsten würde es mich berühren, wenn ich Veranlassung hätte, mich, wie ich tatsächlich befürchten muß, dem Glauben hinzugeben, daß sie bei ihm weilt, ohne mit ihm verheiratet zu sein, daß er seine Ehre wiederherzustellen strebe, indem er sie heiratet, ist mein lebhaftester Wunsch. Ich mag Jim gerne leiden, ich werde ihn heiraten, weil er es wünscht, weil meinem Vater und der Familie Trotter damit ein Gefallen geschieht, alle sind befriedigt, warum sollte ich also meinen Freunden und Verwandten nicht diese Freude gewähren, ich habe ihnen ja ohnehin schon genug Kummer gemacht.“

23.

Seltame Kunde.

Der Monat Oktober brach an, und man sah mit einer gewissen Spannung jeder Zeitungsnachricht entgegen. Würde es zum Kriege mit den Buren kommen oder nicht? Das war die brennende Frage, die alle Welt auf das Lebhafteste beschäftigte, und als die Würfeln endlich gefallen waren, gab man sich in England doch noch allgemein dem Glauben hin, daß die Sache mit ein paar kleinen Scharmüßeln in aller kürzester Zeit erledigt sein werde. Da die Kriegsgeschichte aber mit dem Verlaufe unserer weiteren Erzählung nichts zu tun hat, sei nur flüchtig erwähnt, daß, als die Kunde, daß der Krieg unvermeidlich sei, allgemein bekannt wurde, Edith lachend zu Jim Trotter bemerkte:

„Ein wahres Glück, daß Du schon der Landwehr angehörst und man nicht erwarten wird, daß Du mit in den Kampf ziehst.“

Wie wenig Voransicht doch alle hatten!

Die Buren waren erst kürzlich in die Heimat zurückgekehrt, der Oberst erklärte, daß er trotz aller Gegenschwüre Malcolms die Jagdsaison auf seinem „Monarch“ eröffnen wolle.

Der alte Herr war vortrefflich aufgelegt, die Verlobung seiner Tochter mit dem Sohne seines Gutsnachbarn und Freundes war eine Quelle reinster Freude für ihn. Edith hatte so

m., wenigstens das Bewußtsein, ihren Vater ganz und vollständig glücklich gemacht zu haben.

Sie war ein tapferes Mädchen, und da sie nun einmal den Entschluß gefaßt, diese Ehe einzugehen, beschloß sie auch, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

Zwischen ihr und ihrem Vater waren nur wenige Worte bezüglich ihrer Vermählung gewechselt worden. Sie hatte sich aber bestimmt geweigert, sie allzu bald stattfinden zu lassen.

„Zu Beginn der Jagdaison heiratet man nicht,“ war ihre ungebildete Erwiderung auf jede Vorstellung, die man ihr machte.

„Wir sind alle viel zu sehr mit dem Sport beschäftigt, um jetzt an anderes denken zu können.“

Als sie sich mit Jim allein sah, sagte sie ihm:

„Du mußt mir wenigstens sechs Monate vollständige Ruhe lassen, sonst heirate ich Dich überhaupt nicht.“

Jim hatte sich gefügt, wie er es in allem tat.

Tantchen war inzwischen durch einen Brief, welchen die zweite Post ihr brachte, in große Aufregung versetzt worden, und kaum war der Oberst mit Edith zurückgekehrt, so begab sie sich auch schon nach dem Ankleidezimmer ihres Bruders.

„Ich habe dringend mit Dir zu reden, Charles.“

„Kannst Du nicht ein wenig später kommen? Ich möchte vor allem ein heißes Bad nehmen.“

„Nein, ich kann das, was ich Dir mitzuteilen habe, nicht länger mehr verschieben, denn ich muß bereits mit der nächsten Post eine Antwort expedieren, und diese geht schon in einer Stunde ab. Ich weiß aber nicht, wie diese Antwort lauten soll, und deshalb mußt Du diesen Brief lesen, den ich erhielt.“

„Nun, dann setze Dich nieder und fasse Dich so rasch als möglich,“ entgegnete der Oberst, indem er seinerseits in einen bequemen Lehnstuhl sank und die kaltspritzigen Füße ausstreckte.

„Von wem ist denn der Brief, welchen Du erhalten hast?“

„Von Fräulein Lewis, der Gesellschaftsdame jener Tante, die Lyon im Norden hat. Sie schrieb mir schon vor einiger Zeit, wie Du Dich erinnerst wirst.“

Adair runzelte die Stirn.

„Und was haben wir mit jenen Leuten zu tun?“ forschte er ärgerlich. „Wie kommen sie dazu, uns mit Briefen zu belästigen?“

„Ich denke, Du solltest vor allem lesen, was sie zu sagen hat.“ Er griff nach dem Schreiben, das sie ihm bot, und las:

„Geehrte Frau!

„Ich hoffe, Sie entschuldigen es, wenn ich Sie wegen Fräulein Nerini nochmals belästige, aber ein Brief an diese Dame ist vor mehreren Tagen hier eingetroffen, und wir erkannten auf seinem Umschlage die Handschrift des Herrn Lyon, der, wie Sie ja wissen, der Nefte des Fräulein Sandes ist.“

Der Oberst hielt inne und rückte seine Brille zurecht, dann fuhr er fort:

„Da wir nicht wissen, wo Fräulein Nerini sich aufhält, sind wir auch nicht im Stande, diesen Brief in ihre Hände gelangen zu lassen, und Fräulein Sandes entschloß sich nach langem Aüberlegen, das Schreiben ihres Neffen zu öffnen, um wenigstens zu ergründen, wo dieser sich aufhalte. Der Brief ist aus San Francisco datiert; in dem Umschlage befand sich übrigens nur ein Blatt Papier mit einer Anweisung auf hundert Pfund Sterling an Fräulein Nerinis Namen. Dann stand noch die Adresse eines englischen Bankiers in San Francisco dabei, an den die Empfangsbcheinigung des Geldes geschickt werden sollte. Fräulein Sandes beauftragte mich, an ihren Neffen zu schreiben und ihn zu verständigen, daß der Gelbbetrag zwar richtig angekommen, sie selbst aber nicht in der Lage sei, ihn an Fräulein Nerini weiter zu befördern, weil wir ihre Adresse nicht kennen. Fräulein Sandes kann natürlich erst in geraumer Zeit eine Antwort von Herrn Lyon erhalten. Sie beauftragte mich folglich einstweilen, Ihnen zu schreiben, um in Erfahrung zu bringen, ob Sie Kunde von der jungen Dame erhalten haben. Sie würde sich Ihnen zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen, wenn Sie in der Lage wären, uns ihre Adresse mitzuteilen. Fräulein Sandes ist es sehr peinlich, die Verantwortung für einen so großen Gelbbetrag übernehmen zu sollen. Wir wären Ihnen auch außerordentlich verbunden, wenn Sie uns mitteilen könnten, wohin wir das noch immer bei uns befindliche Gepäc des Fräulein Nerini senden könnten, denn, da wir so lange ohne Kunde von der Dame geblieben sind, hegt sie offenbar nicht mehr die Absicht, bei uns Aufenthalt zu nehmen und Fräulein Sandes sieht nicht ein, weswegen sie noch fernerhin die Sachen der jungen Dame unter ihrer Obhut haben soll. Öffentlich entschuldigen Sie die Belästigung und helfen uns in dieser peinlichen Angelegenheit.“

Mit vorzüglicher Hochachtung

Jane Lewis.“

Oberst Adair und Tantchen unterhielten sich hierauf in besorgter Stimmung über das Schicksal der armen Anna, die vielleicht elend zu Grunde gegangen sei. Auch Lyon nahm Tantchen sich an, aber ihr Bruder wollte nichts davon wissen.

„Die Männer haben an Dir einen tapferen Anwalt, Tantchen,“ sprach er mit halbem Lächeln. „Ja freue mich dessen für mein Geschlecht. Du magst im Rechte sein. Vielleicht ist an Lyon ebenso gesündigt worden, als er gesündigt hat. Nun aber laß mich allein, ich muß baden, mich umkleiden, überlegen.“

„Was aber soll ich dem Fräulein Lewis antworten.“

„Wozu willst Du auf ihren Brief gar so rasch eine Erwiderung geben?“

Und so blieb denn auch das Schreiben des Fräuleins Lewis für die Dauer längerer Zeit unbeantwortet.

M.

Erfolglose Suche.

In San Francisco erhielt Harold Lyon etwa einen Monat später zwei Briefe von höchst beunruhigendem Inhalt. Der eine war von der Gesellschaftsdame seiner Tante, der zweite von Frau Stubbs. Beide brachten ihm die gleiche Kunde, daß man seit dem Abende des Brandes keinerlei Nachricht von Anna erhalten habe.

Mit Bestürzung las er diese Botschaft und sagte sich, daß er sofort nach Europa zurückkehren müsse. Sein Gewissen hat ihm bezüglich Annas bisher merkwürdig wenig Vorwürfe gemacht.

Er kehrte daher nach Rom zurück und setzte die Suche hier mit der gleichen Umsicht fort, aber auch ohne das geringste Ergebnis zu erzielen. Sie war spurlos verschwunden. Dann fuhr er nach der Villa am Strande des Mittelmeeres, in der er mit Anna ein Jahr der stürmischen Liebe verbracht. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie vielleicht dorthin zurückgekehrt sein konnte, und begte auch den stillen Wunsch, jene geheiligte Stätte nochmals wiederzusehen. Nicht nur der feste Entschluß, nichts unversucht zu lassen, um Annas Spur zu finden, sondern auch das eigene Sehnen, nochmals die Stätte zu schauen, an der er sein Kind begraben, drängte ihn zu der Fahrt.

Von der Eisenbahnstation aus begab er sich zu Fuß nach der Villa Vello-Mare. Leer und verlassen stand sie da, und eine Ankündigungstafel teilte mit, daß sie zu vermieten sei. Im Garten wucherte üppig das Unkraut; das Haus konnte er nicht betreten, denn Tür- und Fensterläden waren gesperrt. Lange starrte er auf das Gebäude hin. Es war ein trüber, grauer Nachmittag, und auch die See sah düster aus, weil sie von der Sonne nicht beschienen war. Klar und deutlich stand die Erinnerung an die Vergangenheit vor seiner Seele. Er sah Annas strahlende Schönheit, entsann sich seiner kurzen Leidenschaft für sie, seiner wohlgemeinten Bemühungen, das Rechte zu tun und sie zu seinem Weibe zu machen. Sie aber war es gewesen, welche sich geweigert hatte, die einzige Süßhe anzunehmen, die er ihr bieten konnte. Anfangs hegte sie übertriebene Befürchtungen, ihn nicht heiraten zu dürfen, weil sie seiner Laufbahn folgen könne, später wollte sie sich ihm nicht vermählen, weil der Mann in ihren Augen zu nichts anderem herabsank, als zu einem Vorwurf, zu einer Demütigung. Er verlebte im Geiste nochmals jenes Jahr, in dem die Leidenschaft ihn so vollkommen beherrschte, in dem dann Zwist und Streit an die Tagesordnung getreten und sein Dasein verbittert hatten. Er entsann sich der heftigen Vorwürfe, der Verdächtigungen, des furchtbaren Streites, der endlich eine Entfremdung herausbeschworen, die ewig wahren sollte, die Liebe, Achtung und Zärtlichkeit zu nichts werden ließ.

Dann war der Schlußakt der Tragödie gekommen, die Geburt des Kindes, die für kurze Zeit Staub und Asche zu neuen Klammern anzufachen schien. Der Tod des kleinen Wesens aber erstickte die kaum wieder erwachte Liebe von neuem. Konnte es jemals eine tragischere Geschichte von menschlichem Leid undummer geben? Er wußte nicht, wie es kam, plötzlich aber fühlte er sich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß auch Anna tot sein müsse. Er begab sich nach dem auf dem Hügel gelegenen Friedhofe, und der Glaube, daß sie aufgehört haben müsse zu sein, drängte sich seinem Geiste immer mehr und mehr auf. Er stand an dem kleinen Grabe, an dem er und Anna, wie sie damals wählten, für immer Abschied genommen. Weiden blühten üppig darauf und Marechal-Nel-Rosen, die er selbst gepflanzt. Er pflückte ein paar der großen schönen Weiden, die auf dem Grabe seines Sohnes sproßten, und steckte sie in seine Briefftasche, dabei erinnerte er sich, mit welcher Leidenschaft Anna damals gesagt, sie sei froh, daß das Kind gestorben sei.

(Fortsetzung folgt.)

Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe.

Humoreske von M. Kneschke-Schönan.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Sähense, das leichbede mer ein, nameudlich, wie ich sah, daß alles gud ablies, un der Herr hinter Weiderfchreit“, was die Gränzschdation is, seine Zigarren wieder ruhig in seinen Goffer badde, un den Grienröden äne lange Nase drehte. Weef der Hole, dach' ich bei mer, so machde 's ooch. Un richd'g, ich badde in Marienbad die hundert Stück Virginias in zähn keene Vadebel, un für mich hundert Stück Britannicas. Wissen Se, das is nämlich ä ganz baden-des Graut un goft' blos sechs Greizer.“

„Die zwanzich Vadebel lägt' ich derweile in meine Hand-dasche und schobbe ooch die Mandeldaschen feste dermit aus, un kurz nach Eger wollb' ich nu nach veriehmndem Muster verfahren. Den Schaffner habb ich zwanzig Greizer in de Hand gedrickt, damit er mich hibsch alleine in Gubee lieh, un so ging alles gud bis Franzensbad.“

„Sähense, das is so ä Stahlbad for bleichsichd'ge Jung-seern, un uff 'n Bahnhöfe sieht mer immer äne ganze Blumen-lisse herbon. Wie der Zug hält, schälle ich mich recht breed-schweigig aus offene Fenster und lasse die Rächen Revie-beweren. Uff emal gount da eene angesabbt, das war ä schlucht hibsches Gäser. Nehm will se ins Nachbargubee ein-schweig'n, da erblicke se mich, un, hobbs wieder runder von Drittbrett un uff meine Dhiere zu.“

„Dummerlibbchen — das gab mer än Etich dorch un dorch, un galand wie mer nu emal is, hält' ich ihr ins Gubee rein un läg' ihr ihre Vagasche ins Gebädnef.“

„Die bleichsichd'ge Jungfer wurde uff ämal huberrot un warf mer so von unten nach oben än Blick zu — härense, än Blick, daß mei Härze glei' in Walzerbadde zu schlagen ahnfig. Sähense, wemmer ooch schon ä ahler Ghetribbel is — es freit eenen doch diebisch, wemmer noch äne Groberung macht. Un daß ich Eindruck uff das scheene Gind gemacht hadde, dariebet gab's kee' Gefidze.“

„Waderlich schiele ich mich als liebenswürdig'en Schwere-neebher uff und fange ä Bourbarlee mit ihr ahn. Das Rädel war ooch nich uff'n Däh gefall'n, un da mäh'n mer un mäh'n, bis mer uff ämal meine Zigarren einsallen.“

„Hört des Lätens! Was denn nu? In zähn Minuten müssen mer in Weiderfchreit sinn!“

„Kurz endschlossen beichd' ich nu meiner Scheenen den ganzen Schmuggelblan, un se verschreibt mer ooch nisch zu verraden. Hastie was, kannste was zieh' ich mit en Rud den Volderfich vor un seffere eens, zwee, drei, mein Zigarren-baddele dahinder, aber härense, sähense, ich den! doch glei', mich driffst der Schlag — burzeln die versigden Dinger holder de holder uff'n Fußboden. Das vermaledeide Fudder war nich zusammengenähd, un nu schand ich da wie ä Boomasse, un die bleichsichd'ge Jungfer hielt sich de Seiden vor Lachen.“

„Ich zog nu änen Sitz nach 'nen andern vor — aber überall dieselbe Geschichte. Greiz versey' de Latschen! Nu ich aber in de Raasche! — „Wenn ich bloß ä Dutzend Schnabeln hadde,“ schreeute ich ganz verzweifeld. „Gawen Sie denn keene bei sich, Freilein?“

„Aber die hadde ooch keene, aber endlich äne gude Idee. Ridsch, radsch, ehe ich mersich versahn, zog se aus ihrer Verride — beileichig gesagt: wunderscheene, flachs-blonde Haare — so ä halbes Dutzend Haarnabeln raus, brach se durch un schredde mit assenartiger Geschwindigkeit das Fudder zusammen. Nu die Zigarren rein, un ferb'ch war'n mer.“

„Ich wäre ihr am liebsten um'n Hals gefallen vor Freide und verschwor mich hoch un deier, ihr ooch ämal eenen Schdeen in' Garden zu schmeißen. Gaum habb' ich das gesagt, als se ooch schon mit euenm Anliegen rausdrickte. Denken Sie sich, wie schbäsch, se wollde ooch bachsen. Awer geene Zigarren, sondern Schbidzen; ä haat Vadebel brachte se noch bei meinen Zigarren unter, aber nu hadde se noch änen ganzen Gnaul voll, der ging nich rein.“

„Mehr Nabeln därfte se ooch nich aus der Trisur nähmen, meende se, sonst fiel' ihr 's ganze Schinjong runder. Na, da gonn'd ich nu nich zureden, denn wer weef denn, ob die flachsblonden Bööbe ächt waren?“

„Mer iewerlegden hin un her, endlich meend se, ich sollb' mer die Schbidzen um den Leib wideln lassen under die Wäpde.“

„Gottschbrambach, das war doch eechendlich äne Zumudung! Awer da warf se mer wieder än Blick zu, un damit schlug se mich breed.“

„Ich ließ mer also die Schbidzen um de Taille wideln un dankte meinen Schäfer, daß ich fussen Fund magerer geworden, denn wie hadde ich sonst soll'n die Wäpde zu-friegen? Es ging so schon mit knabber Nob, un, härense, das gemmen Se mer glooben, es war eene verflucht fidsliche Sudduation, wie das hibsche, junge Ding so an mer rum-fingerde.“

„Mer war'n gaum ferb'ch, da hieß es ooch: „Aus-schbeichen zur Zollrevision!“

„Als vorsichd'ger Mann nobierte ich mer de Gubee-nummer, damit ich's ooch wieder fände, — von wegen meine Zigarren. Meine Scheene lobbe mich noch beswägen, un nu mein ins Vergnuehen.“

„Mit der greeßten Seelenruhe ließ'ch den Beamden in meinem Goffer rumgrabschen, aber wie er mich säßer nu so durchbringend ansah un fragde, ob ich ooch nisch Schdeier-bares bei mir hadde, da humerde mer doch das Härze ganz gehärig, un ich schielde zu meiner flachsblonden hiniebet, in deren Reesedasche ä anderer Schdeierfische herumframbe.“

„Se nidde mer zu, als wollb' se sagen: „Nur Ruhd, de Sache wärd' schon schief gehn!“ Ich sag' also dreift un goddesfärbich: „Nee, ich hawe nisch Schdeierbares bei mir!“ „So?“ meent der Grünrod. „Was is denn das da?“ Und dabei zeigde er uff meine Wäpde, un wie ich an mer runder sähe, den! ich doch, ich soll verschdeuern, bammelt da so ä verdammdes Schbidzenände vor. — „Das, das is mei Seelenwärmer!“ schobbdere ich un will das Ende under die Wäpde schobben.“

„Ja, brofde Maßzeit! da hadden se mich schon beim Schlafflibbchen, un nu hieß es ganz gehärig Schdrase blähen. Ich wollb' mich nu an meine Reesegafährdin halben, aber die gab mer änn Dritt uff mei Vieblingshiehnerooze, daß mer Hären un Sähren verging, un zischelde mer zu, ich sollb's derweile für se auslügen, se würde underdessen unser Gubee hieden.“

„Nu ging's von Vontiusen zu Bilabusen, un wie nu ändlich die Sache erledigt un ich ä Eindengeld for das Schbi-dzengestunker verabbb hadde, mußde ich aber ganz geberig de Fieze under de Arme nähm', damit mer der Zug nich vor der Nase davonsuhr.“

„Ich guäde mer de Dogen aus, aber meine Scheene war an keuem Fenster zu erblicken, un um nach der Gubee-nummer zu säh'n, war keene Zeit mähr.“

„Der Schaffner schubbsde mich ins nächste bäste Gubee dritder Stiege, und meende, es wäre doch ganz egal. Ja freilich, dem warsch egal, aber mir doch nich!“

„So viel ich wußde, war die nächste Schdation Bad Eister un bis dahin zwanz'g Minuten ze fahren. Also so lange muß' ich mich wohl ober iewel gedulden, un ich benikde die Zeit, um die Schbidzen von meiner Scheenen hibsch ordenlich uffzuwideln.“

„Das war nu äne Ferbearbeit for mich, denn das dünne Zeug verhedderte sich egal weg, un ich war so ver-laffen druff, daß ich ganz un gar nich bemerkde, wie der Zug uff emal hielt un glei wieder weiter fuhr.“

„Zufällig werf' ich än' Blick dorch's Fenster un da sah' ich — ich den!, ich soll glei lang hinschlagen — meine flachshaarige uff 'n Vörrong schbehen un mer mit 'n Taschendu-che winken.“

„Wie der Deivel fuhr ich mit 'n Däh durch's Fenster un schrie: Halben, halben! Awer der Zugführer teigde sich eens, un die Leide uff 'n Vörrong veraltwerden mich. Habe nich gefäh'n war'n mer zur Schdation 'naus, un ich sah nur noch im Fluge, daß es Brambach war, un erwischede grade noch eene Kuffhand von meiner Reesegafährdin.“

„Nu saß ich da mit 'n Gemntnissen und meinem Schbi-dzengnauke un zerbrach mer den Gobb, wie ich nu wurde zu meinem ausgelagden Gelde gommen.“

„In Eister stieg ich um, fand mei aldes Gubee un blieb ooch zum Glücke alleene drinne. Wie ich aber nu den Sitz vorziehe, um meine Zigarren rauszunähm, da liegen bloß noch die Virginias drinne und obendruff ä Zeddel: „Scheenen Dank for Ihre Ridderdienste! Die Schbidzen können Se Ihrer Frau verehren, wie ich Ihre Zigarren meinem Manne. Die Raddeenschwänze — damit meende se die Vir-ginias — können Se behalten, die sin meinem Manne zu schwer!“

„Härense, nu kriegt' ich aber äne Budh uff das falsche Frauenzimmer un 'uff mich ahlen Gsel, der uff den Reim gegangen! Wadseien habb' ich mich meegen von rechts un von links! Uff der nächsten Schdation wollb' ich glei' de Polizei alarmieren, aber ich iewerlegde mersich bei Reiden, und hielt 'n Schnabel, denn es ging mer ja wie Pöhen.“

gelesen — ich wußte weder Namen noch Art von der —
Gauallse!

„Um's Graut nu noch fedd ze machen, ärndede ich mit
meinen „Riddbringseln“ nisch wie Landak. Meine Lowiese
meende, ich wär' wol nicht bei Drosde, solch deires Gelumbe
für se zu loosen — un dabei wußte sie nich ämol, wieviel
ich hadde dastler blächen missen! Un mei Freind, der schlächde
Gert, ließ mer die Raddenschwänze uff'n Halse, sie wären
ihm zu deier, un nich gelagert genug. —

„Sähense, mei Gubster,“ fuhr Herr Neumerkel nach einer
kurzen Pause, während welcher ich, halbersticht vor Lachen,
ihm meine Teilnahme an seinem Witzgeschid versicherte, fort,
„das wär mer ja nu alles Biebe — mer hat schon manch-
mal Geld uff die Schdräse geschmissen — aber, daß ich
die sadermingschen Raddenschwänze, diese Gistundeln ooch noch
sälber roochen muß — das geht mer ähm teiwer die Hup-
schnur!“

„Ja aber, weshalb müssen Sie denn das?“ fragte ich
erstaunt.

„Weshalb? — Ja, denken Se denn, ich bin ä Millionär,
daß ich das Geld for die Zigarren ooch noch wegschmeißen
gennbe?“



Ein Salzsee mit fester Oberfläche. In der Wüste
Kolorado, etwas nördlich von der mexikanischen Grenze, er-
streckt sich, wie Le Tour du Monde berichtet, ein großer Salzsee,
von dem über 400 Hektar angetrocknet sind. Seine Oberfläche
schimmert schneeweiß und wenn die Sonnenstrahlen auf die Salz-
kristalle fallen, so funkeln und glitzern sie so stark, daß das
Auge sich geblendet abwenden muß. Der See ist jedoch nur
an der Oberfläche fest; er wird von zahlreichen salzigen Quellen
gespeist, die auf den benachbarten Bergen entspringen. Die
starke Hitze dieser Gewässer führt zur Verdunstung des Wassers
an der Oberfläche, und es bildet sich eine Kruste von zehn bis
zwanzig Zoll Dicke. Diese Salzschrte wird wirtschaftlich nutzbar
gemacht. Ein großer Dampfzug mit vier Rädern, der von
zwei Leuten geführt wird, geht unaufhörlich darüber hin und
zieht mit seiner stählernen Pflugschar tiefe Furchen; das Salz
wird zu beiden Seiten in langen parallelen Reihen aufgeworfen.
So sammelt man jeden Tag etwa 700 Tonnen Salz. Aber kaum
der hundertste Teil dieser großen Salzkruste wird auf diese
Weise ausgebeutet, und kaum hat die Pflugschar die Furchen
gezogen, die allein das eiförmige Weiß des Sees unterbrechen,
so verweischen sich diese Spuren menschlichen Fleißes wieder durch
die Bildung einer neuen Kruste. Die mit der Ausbeutung
des Salzes beschäftigten Arbeiter sind alle Indianer oder Ja-
paner. Die in dieser Gegend herrschende außerordentliche Hitze,
dage die blendenden Reflektlichter des Salzes, vertreiben alle
Arbeiter der weißen Rasse. Auch die Japaner können nur
beim Nähen der Salzfäcke beschäftigt werden; nur die ein-
geborenen Rothhäute halten es einige Jahre lang in einem so
mörderischen Klima aus, und auch sie müssen es mit ihrer
Gesundheit, wenn nicht mit dem Leben bezahlen. Die ständig
in der Luft unherfliegenden mikroskopisch kleinen salzigen Be-
standteile erzeugen ihnen einen so verzehrenden Durst, daß sie
ihn vergebens zu stillen suchen. Nach wenigen Jahren einer
solchen Arbeit unterliegen auch die kräftigsten Körper. Zu den
atmosphärischen Wundern dieser seltsamen Gegend gehört auch
eine fata Morgana, die eine Halluzination von blühenden Feldern
und prächtigen Städten erstehen läßt. Im bleichen Schimmer
des Mondlichts dagegen verwandelt sich die weiße und erstarrte
fläche in ein riesiges Leichenfeld, die kleinsten Unebenheiten
des Bodens haben ein totenähnliches, phantastisches Aussehen.



Ludwig XIV. im — Kinematographen. Ludwig XIV.
war unlängst in all seiner Pracht und Herrlichkeit in Versailles
eingezogen. 70 Edelleute seines Hofes geleiteten ihn; vornehme
Höfinge, große Damen und eine Schar von Dienern, Posten-
reißern, Narren, Musikanten folgten ihm. Punkt neun Uhr zog
er mit seinem Cortège in Versailles ein! Wachen die Toren auf?
Dieser ehrwürdige gravitätische Zug, der dahinsufuhr durch das
bewegliche, rauschende, moderne Leben, beschwor Vergangenheit
ins helle Tageslicht herauf. Heimlich war er heraufgestiegen im
alten Glanz und alter Herrlichkeit, doch Tausende von Zu-

schauern folgten neugierig dem „Sonnenkönig“, als er in den
Park von Versailles einzog. Der große Ludwig in kanari-
gelber Seide, den großen goldenen Stab in der Hand, zeigte
sich würdevoll an der Spitze seiner Großen, die in der lang-
wallenden Allongeperücke sich in all ihrer Würde darboten. Und
die alten Marmorbilder grüßten ihn von ihren Sockeln, und die
großen Wasser spielten und ließen ihre Fontänen herabströmen
wie einst in der großen Zeit. . . . Warum war nun diese
Maskerade inszeniert worden? Warum hatte man die alte, schwer
von Gold strotzende Staatskarosse hervorgeholt und die Maskaden
springen lassen? Nun, um im Kinematographen „lebende Bilder“
aus der Louis quatorze-Zeit aufnehmen zu können. Um die
Gruppe der „Proserpina, die von Pluto geraubt wird“, stellten
sich alle auf. Ludwig XIV. in der Mitte in großer Pose, um
ihm seine Höfinge in großer Gala, den Degen an der Seite,
die Damen mit gepudertem Haar im Staatskleid. Musikanten
begannen zu spielen, und Wassernymphen, reizende Selphiden
begannen einen Tanz, dann fanden Kämpfe zwischen Frauen
statt, die in ihrer etwas lasziven Manier mehr dem Geiste des
18. Ludwig entsprechen. Um 4 Uhr nachmittags ordnete sich der
Zug wieder und defilierte ehrsüchtig vor dem photographischen
Apparat vorbei. Nachdem alles gehörig aufgenommen und auf
den Platten festgehalten war, verschwand der Fastnachtspuk, wie
er gekommen. . . . In Paris ist man höchst entrüstet, daß die
Regierung eine solche Profanierung einer den Franzosen heil-
igen Zeit gestattete.



Eine fluge Schnecke. Ein Tierfreund Dr. Dobell hat
zufällig eine sonderbare Beobachtung gemacht, für deren Gat-
tschaftlichkeit er mit seinem Namen eintritt. Er hatte die Ge-
wohnheit, abends und morgens auf dem äußeren Fensterbrett
eines Zimmers Brosamen für die Vögel auszustreuen, die
sich auch immer alle Vöckchen bis auf den letzten holten. Eines
Morgens fiel ihm die silberglänzende Spur einer Schnecke auf,
die rings um die Stelle sichtbar war, wo die Krumen gelegen
hatten, von denen sogar die kleinsten verschwunden waren. Mit
Recht war der Beobachter erstaunt über die Möglichkeit, daß
eine Schnecke geraden Weges zu den Leckerbissen gelangt sein
sollte, wie aber der weitere Verfolg der Spur erwies. Diese
verließ auch die Wand aufwärts in einer geraden Linie und
ließ nicht erkennen, daß die Schnecke auf der Suche nach der
Nahrung hin und her gewandert war. Selbstverständlich wollte
Dr. Dobell eine weitere Erklärung haben und legte sich auf
die Lauer. Eines Abends sah er kurz vor Eintritt der Dunkel-
heit eine große braune nackte Schnecke auf die Futterstelle zu-
steuern und sich an den Krumen gütlich tun. Erstens erschien
es ihm als eine Neuheit, daß Schnecken überhaupt Brot fressen.
Interessanter aber war die Frage, wie eine Schnecke, der man
sonst das Vermögen einer feineren Witterung abspricht, den Pfad
in einer so bestimmten Weise hatte auffindig machen können.
An den beiden folgenden Abenden kehrte die Schnecke zurück und
agte sich wie bisher; am zweiten Abend hatte sie sogar noch
eine andere etwa halb so große Schnecke mitgebracht. Der
Beobachter wachte nun die Spur der Tiere mit einem feuchten
Tuch fort, damit sie nicht durch diese geleitet werden könnten.
Trotzdem kehrte die Schnecke auf genau derselben Bahn wieder.
Außer bei feuchter Witterung, wo sie sich überhaupt nicht zeigte,
kam sie gerade an der Stelle über den Rand des Fenster-
bretts gekrochen, die den Krumen zunächst befindlich war, und
das wiederholte sich zwei Monate lang an jedem schönen Abend.
An einem Abend jedoch kam sie irtümlich auf das Fenster
eines anderen Zimmers gekrochen, sah aber ihr Versehen bald
ein und erschien einige Tage später wieder auf dem richtigen
Fenster.

Humor.

Nachdem der Bräutigam sie geküßt, ihre rosigen Wangen
gegen die seinigen gedrückt und ihr rundes, weiches Kinn ge-
streichelt hatte, bog sie sich plötzlich zurück und fragte:

„Sag mal, Karl, rasierst Du Dich selbst?“

„Ja, mein Engel,“ gab er zur Antwort.

„Das habe ich mir gedacht,“ rief sie, „ich habe noch nie ein
so rauhes Kinn.“

Dann hielt sie plötzlich inne, aber es war zu spät. Einige
Augenblicke nachher schritt der Bräutigam in die dunkle Nacht
hinein und aus seiner Brust flogen finstere Gedanken empor,
die ihn zu erwürgen drohten.